KARL KARDINAL LEHMANN

Das Menschenbild als Maßstab
Versuch einer Antwort auf der Basis des biblischen und christlichen Denkens

Zunächst möchte ich mich sehr herzlich für die freundliche Einladung bedanken, hier bei den 40. Bitburger Gesprächen den Festvortrag zu halten. Gerne wäre ich viel früher zu dieser wichtigen Tagung gekommen, um daran teilzunehmen, aber die vielen Termine zu Beginn eines Jahres haben mich daran gehindert. Ich möchte jedoch insoweit meine Abwesenheit in Rechnung stellen, als ich nicht unmittelbar zu dem Thema des entschlüsselten Menschen sprechen will, obgleich wir dazu von der Bischofskonferenz aus, aber auch auf der Ebene der Experten in Ethik und Moraltheologie immer wieder Stellung bezogen haben. Und dies nicht nur in jüngster Zeit, sondern schon seit einigen Jahren. Dabei bin ich mir des beständigen Fortschritts in der Sache bewusst. Um so eher ist eine solide Zurückhaltung gegenüber vielen Einzelfragen angebracht.

Die wichtigsten Antworten entscheiden sich auch nicht nur nach dem Detail in spezialistischer Perspektive, so unentbehrlich dieses Wissen ist und bleibt. Es gibt immer wieder die Notwendigkeit, Einzelergebnisse in ein Ganzes zu integrieren, das selbst wiederum durch die vielen speziellen Resultate der Forschung verändert wird. Darum ist es angebracht, in diesem Zusammenhang auch das Bild vom Menschen ausdrücklich ins Gespräch zu bringen. Es leitet ja ohnehin, auch wenn dies mehr implizit und indirekt geschieht, die Einordnung, den Rang und auch die Wertung spezifischer Erkenntnisse.

Darum habe ich mir das Thema „Das Menschenbild als Maßstab" ausgewählt, wobei ich grundlegend vom biblischen Denken ausgehe, wozu freilich auch gehört, dass man den eigenen christlichen Gehalt gebührend hervorhebt. Damit sind allgemeine anthropologische Überlegungen, gemeinbiblische Eckdaten und spezifisch christliche Einsichten in das Menschsein vereinigt und jeweils auch unterschieden. Dazu möchte ich Sie gerne einladen.

I.

Auf den ersten Augenblick erscheint die Fragestellung, ob es überhaupt ein christliches Menschenbild gibt, wenig ergiebig. Die Antwort scheint völlig klar zu sein. Es gibt ein solches Menschenbild. Es macht eine Stärke des christlichen Glaubens aus, dass er inmitten einer vielfachen Sinnkrise und eines immer größeren pluralistischen Angebots auf ein solches Menschenbild zurückgreifen kann.

Aber es gibt auch andere Töne, die eine solche rasch zupackende Antwort unsicher werden lassen. Sinnschwund und Verlust prägender Leitbilder gehören zur Signatur unserer Zeit. Bei Bert Brecht heißt es in einem Chor: „Es weiß seit langer Zeit/ Niemand mehr, was ein Mensch ist". Wir leben zwischen zerbrochenen Normen und Vorbildern. Zeiten mit großen Leitbildern haben – so wird weiter kritisch entgegnet – oft schändlich am Menschen gehandelt und seine Freiheit mit Füßen getreten. Damit die Ideen sich in der Geschichte nicht blamieren, wurden blutige Kriege geführt und unschuldige Menschen bedenkenlos getötet. Der Anspruch auf ein „Menschenbild" scheint aus solcher Sicht im tiefsten zweideutig zu sein. Ist es nicht die Diktatur des abstrakten Sollens – „So soll der Mensch sein!" – über das konkrete „Ist" jedes Einzelnen? Liegt hier nicht die Gefahr des Totalitären in unmittelbarer Nähe? „Bilder" von Menschen, und gar Vor- und Leitbilder, können mithelfen, den Mitmenschen einer „Idee" gemäß zu taxieren, meist negativ. Das „Bild" von einem anderen kann zu einem Fetisch, zu einem starrsinnigen „Leitbild" oder gar zu einem Götzenbild werden. „Wir selber sind die letzten, die sich verwandeln. Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unseres Menschenbildes ist, unser Erzeugnis, unser Opfer." (Max Frisch) Dies darf man bei unserer Frage nicht vergessen.

Wir können nicht elementar genug ansetzen: Wollen wir manchmal nicht zu viel vom Menschen wissen? Es ist ja zuerst eine Frage an den Menschen selbst, wie er sich erfährt und versteht. Es ist gefährlich, vom Menschen reden zu wollen, ohne die ganze Last und Fülle seiner Erfahrungen über sich selbst einzubeziehen; nicht bloß die großen Stunden des Glücks und der Liebe, die dunkle Zeit des zermarternden Schmerzes und des einsamen Sterbens, sondern auch das Bestialisch-Dämonische in ihm, die öde Langeweile und die langweilige Banalität, den blinden Zufall im Leben, die vielen raffinierten Lügen und Enttäuschungen, die Habgier, das Menschenunmögliche in vielen Dingen. Auch das Unmenschliche gehört noch zum Menschen. Nichts davon darf ausgelassen oder vorschnell übergangen werden, wenn der Theologe nach dem Menschen fragt. Sieht man alles „nur" mit der vermeintlich geschichtsenthobenen Optik des Auges Gottes selbst, dann hat man schon für ein bestimmtes Menschenbild optiert: Das Zeitliche und Leibliche des Menschen stammt zwar von Gott, aber es bleibt im letzten in der Sphäre des Nichtigen. Daraus wird ersichtlich, dass man höchst vorsichtig sein muss, im Umkreis des Menschen etwas als „unwesentlich" und nichtmenschlich anzusehen. Auch in den alltäglichen Dingen, z.B. des Schlafens, des Stehens und Gehens, des Grüßens und des Sichdahintreibenlassens, verbergen sich tiefe und oft ungeahnte Einblicke in das, was der Mensch ist. Wir müssen das spezifische Leibliche des Menschen neu entdecken.

Darum ein erster Satz: Nur wenn die Theologie den Menschen in allen seinen Erfahrungen zu Wort kommen lässt und zur Sprache bringt, kann sie wissen, wer und was er ist.

Vieles weiß die Theologie über den Menschen nicht von Gott oder von dem im Offenbarungsgeschehen gewonnenen Selbstverständnis her, sondern von den menschli-

chen, endlichen und darum auch überholbaren Aussagen des „homo sapiens" über sich selbst. Schon weil die Theologie Gottes Wahrheit über den Menschen in dessen eigener Sprache sagen muss, entrinnt er sich nicht. Überall nimmt die Bibel solche Selbsterkenntnis mit auf. Wenn die frühchristliche Theologie z.B. vom endzeitlichen Schicksal des Menschen spricht, greift sie z.B. in der Rede von der Läuterung auf platonisches Gedankengut zurück. Wir sehen heute, wie verschieden die Griechen und die Bibel vom menschlichen „Leib" sprechen und wie vielfältig das Wort „Seele" gebraucht wird. Warum kann das Alte Testament durch eine lange Zeit hindurch von Gott und von der Errettung des Menschen reden, ohne unmittelbar von einem „Jenseits" des Todes für den Menschen Zeugnis abzulegen?

Wenn schon in der Offenbarungszeit das Menschenverständnis sich so sehr im „Wort Gottes" selbst bekundet, um wie viel mehr, wenn es in nachbiblischer Zeit um das „Menschenbild" geht. Der Glaube bezieht sich auf die ganze Wirklichkeit des Menschen. Deshalb muss er die Aussagen des Menschen über sich aufgreifen und z.B. nach seiner „Natur" fragen. Aber wir wissen heute, dass die Klärung einer unveränderlichen „Natur" des Menschen eine äußerste Anstrengung des Denkens erfordert, immer wieder neu erfragt werden muss und unendlich schwer bleibt, durch alle geschichtlichen Ablagerungen und wechselnden Interpretamente hindurch auf so etwas wie ein stets gleichbleibendes Wesen zu kommen. Denken wir an die Auseinandersetzungen über die „Natur" des Menschen, dann sehen wir, dass bisher überzeitlich verstandene Deutungselemente im Naturbegriff gelegentlich einem ganz bestimmten Weltbild entstammen, z.B. der Stoa. Manches, was als „Naturrecht" galt, erweist sich nachträglich als ganz selbstverständlich angenommenes römisches Recht, das Jahrhunderte hindurch tatsächlich zu einer festen, gleichsam „zweiten Natur" geworden war.

Auch heute ist unser Menschenbild durch spezifische Entdeckungen der Wissenschaften und durch Erkenntnisse der philosophischen Reflexion geprägt: Die Psychoanalyse zeigt uns, wie tief sich in unsere Seele die eigene, verborgene Lebensgeschichte mit ihren Ereignissen und Konstellationen eingezeichnet hat; die Verhaltensforschung erinnert uns, dass wir auch biologisch von weit her kommen und wie wir noch die Verhaltensschemata unserer Vorzeit als Rest einer früheren „Natur" in uns tragen und uns damit auseinandersetzen müssen. – Fazit: Das theologische Menschenbild ist immer schon geschichtlichen Ausprägungen eines bestimmten Verständnisses des Menschen verpflichtet. Es gibt nicht das chemisch reine, theologische Bild des Menschen, denn selbst die Interpretation z.B. der Gottesebenbildlichkeit trägt ganz deutlich die Spuren einer bestimmten Zeit. „Wesen" und „Geschichte" kommen immer schon vermittelt vor, nicht in jeweiliger Reinkultur.

Darum ein zweiter Satz: Jedes theologische Menschenbild ist bis in seine innersten Aussagen hinein geschichtlich bestimmt, weil es in Rezeption und Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Selbstverständnis des Menschen entsteht und stehen muss. Durch den Wandel und die geschichtliche Ausprägung des „Wesens" gibt es immer auch Randunschärfen, wenn man nach einer gleichbleibenden „Natur" sucht.

Diese Überlegungen führen zu einem weiteren Problem: Gibt es unter diesen Voraussetzungen überhaupt ein Menschenbild und erst recht ein theologisches Bild vom Menschen? Wenn wir den Begriff „Bild" in einem sehr allgemeinen Sinn nehmen, gibt es gewiss umrisshafte Konturen und darin einzelne Aussagen über den Menschen. Aber gibt es das Bild des Menschen, das gleichsam sämtliche Wesenszüge in einer Gestalt in sich vereinigt? Der Ausdruck „das Menschenbild" zielt auf einen normativen Anspruch, nicht nur auf Feststellung und Deutung von Bestehendem. Es wird ein Soll aufgezeigt, nach dem sich jeder Mensch zu richten hat. Der ethische und erzieherische Aspekt, die Sorge um ein maßgebendes Bild vom Menschen, das Willkür ausschaltet und Recht ermöglicht, der im voraus zu allen partikulären Interessen erblickte Maßstab – dies alles sind hilfreiche Dimensionen, die auf die Rettung des Menschlichen zielen. Wer weiß heute jedoch schon um das ganze Bild des Menschen? Wir sind immer neu auf der Suche nach uns, nach dem, was wir sind und sein können. Dies ist mit ein Grund, warum Menschenbilder heute vielen ideologisch vorkommen. Dies gilt erst recht für die Situation in einer pluralistischen Gesellschaft.

Nun ist diese Situation für den christlichen Glauben nicht einfach: Wenn schon das philosophische Menschenbild immer in diesem Sinne „offen" bleiben muss, haben nicht wenigstens die theologisch-dogmatischen Aussagen vom Menschen unverrückbare Gültigkeit? Gewiss, die Botschaft Jesu Christi ist nach der Überzeugung der Christen Gottes letztes Wort zum Menschen. Es gibt kein größeres, noch zu überbietendes Wort als die Sendung des Sohnes durch Gott den Vater und seine Selbsthingabe aus dem Geist in Liebe für die Vielen. Ist das nicht ein letztes Bild vom Menschen? Ganz gewiss, aber so sehr es um die bleibende Kraft dieses Evangeliums Jesu Christi geht, so wenig darf das Werk und die Person Jesu zu dem einen „idealen" Menschenbild emporgesteigert werden, das alle sklavisch und ohne Rücksicht auf ihre Situation nur noch zu kopieren hätten. Gott will, dass die Menschen auch in der Nachfolge Jesu Originale bleiben.

So wäre ein dritter Satz gewonnen: Die Treue zum Evangelium Jesu Christi und zur Lehre der Kirche verlangt nicht das ungeschichtliche Festhalten an abstrakten Menschenbildern. Die Nachfolge Jesu Christi und die Sendung in eine bestimmte Situation hinein zerbrechen alle jene Menschenbilder (auch theologischer Art), die nur einen vor*ausfabrizierten „idealen Menschen" als typische Norm gelten lassen.*

Man kann sogar noch weiter gehen: Die Kirche hat sich in ihrem konkreten geschichtlichen Gang an kein einzelnes „Menschenbild" geklammert. Ein Menschenbild als reine Theorie mit einem erschöpfenden Anspruch, alle Aspekte des Menschen einzubeziehen, gibt es weder dogmatisch noch moraltheologisch. Immer wieder wurden einzelne Elemente oder Strukturen richtungsweisend verteidigt oder als Orientierungen hervorgehoben, aber nie versucht, das Ganze verbindlich in den Griff zu bringen (vgl. z. B. auch die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes" des Zweiten Vatikanischen Konzils, Art. 12–22). Augustinus, Pascal, Thomas von Aquin, Teilhard de Chardin – sie haben eine ziemlich verschiedene Vorstellung vom Menschen. Und was ist mit dem Menschen bei Franziskus von Assisi, Bernhard von Clairvaux, Don Bosco? Es gibt

offenbar innerhalb der Orthodoxie zahlreiche, jeweils legitime Deutungen des christlichen Menschen. Ja, die Existenz der Heiligen – einmal auf ihrem theologischen Goldgrund gesehen, nicht in den folkloristischen Verzeichnungen – bezeugt, dass das Christentum nicht die Aufstellung eines einzigen, bestimmten, konkreten Menschenbildes verlangt, dass es vielmehr die Absolutsetzung eines einzigen Menschenbildes gerade nicht fördert und darum auch verschiedene konkrete „Humanismen" in sich zulässt. Selbstverständlich kann man sich über einige mehr abstrakte formale Daten der christlichen Anthropologie einigen (Gottesebenbildlichkeit, Verantwortung der Freiheit usw.), aber diese reichen eben noch nicht aus für ein konkretes Menschenbild.

So folgt ein vierter Satz: Gerade weil der Glaube auch die Freiheit des Menschen zu ihrer eigenen Dynamik entbindet, gibt es kein – zahlenmäßig – einziges konkretes theologisches Menschenbild. Es gibt deren unendlich viele, was nicht heißt, es gäbe keine gemeinsame Struktur.

Im folgenden sei versucht, einige Richtpunkte zu entwerfen, welche die Kraft des christlichen Menschenverständnisses im Gespräch mit anderen Humanismen bewähren sollen. Es kann dabei nicht um Vollständigkeit gehen oder gar um eine erschöpfende Behandlung der wenigen Momente, die genannt werden. Die Öffnung zum kritischen Gespräch offenbart nämlich eine wichtige Einsicht, die unseren fünften Satz darstellt:

Weil es – christlich gesehen – nicht ein einziges normatives, konkretes Menschenbild gibt, kann der christliche Glaube mit allen jenen Humanismen in das Gespräch kommen, die nicht selbst ein exklusives, reduziertes und so am Ende totalitäres Menschenbild vertreten.

Dabei gibt es freilich nicht bloß Grenzen in Einzelfragen, sondern bereits in der formalen Vorskizzierung eines Menschenbildes. Die Unverträglichkeitsgrenze zwischen der christlichen, die volle Menschenwürde respektierenden Auffassung vom Menschen und zuletzt menschenfeindlichen „Humanismen" scheint in folgenden Grundlinien zu liegen:

1. Man darf und kann nicht leugnen, dass der Mensch – wegen des Überschreitenkönnens der Faktizität – sinnvoll über sich und das empirisch Vorfindliche hinausfragt. Der Christ ist überzeugt, dass der Mensch dabei nicht nur auf sich selbst zurückfallen wird. Er ist ein Wesen der Transzendenz. Damit ist auch begründet, warum der Mensch ein Wesen der Freiheit ist, dem deswegen Personwürde, Eigenwert und Menschenrechte zukommen. Er ist nicht unentrinnbar nur an die Bedingungen des Hier und Jetzt gebunden.
2. Der Mensch ist zwar ein vielschichtiges und plurales Wesen, dennoch ist er substantiell einer, also nicht bloß ein Bündel verschiedener Aggregate. Wo er in dieser Pluralität (z.B. Leib-Seele, Sinnlichkeit-Geistigkeit, Tradition-Innovation) falsch vereinfacht und reduziert wird, nimmt man ihm seine wesentliche Ganzheit. Er lebt immer in dieser unaufhebbaren Spannung.

3. Wegen der Gemeinsamkeit der menschlichen Natur und seiner alle Partikularismen übergrenzenden Auszeichnung im Ganzen der Welt ist die Universalität des Menschseins unbedingt zu respektieren. Es gibt keine Minderung des Menschseins durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, Klasse, Nation, Partei oder Religion. Implizit ist damit auch ein Minimum menschlicher Solidarität und Geschwisterlichkeit/Brüderlichkeit gegeben.

Damit kommen wir abschließend zu einem wichtigen Kriterium als sechsten Satz:

Die drei Gesichtspunkte der Transzendenz, Ganzheit und Universalität der menschlichen Natur sind ein Kriterium dafür, ob ein Menschenbild grundsätzlich sich im Bereich des christlichen Glaubens ansiedeln oder wenigstens mit diesem in ein fruchtbares Gespräch kommen kann.

Diese Grundlinien sind so etwas wie dem Glauben vorauslaufende, aber doch in ihm auch begründete Kriterien für ein jedes theologisches Menschenbild. Von diesen Überlegungen her sollen nun einige konkrete Richtpunkte für ein gegenwärtiges Menschenbild herausgestellt werden. Es ist deutlich geworden, dass ein solches Bild

1. keineswegs „erschöpfend" sein kann,
2. sich von den zeitgenössischen Anschauungen über den Menschen nicht völlig und interesselos distanzieren darf und
3. situationsbezogen bleibt, sich aber nicht von der Situation allein durchgreifend bestimmen lassen darf.

Die Situation ist die Herausforderung und gleichsam die Angriffsspitze, aber gerade darum eben nicht auch schon die Antwort. Ohne diesen beständigen Prozess zwischen Situation und „Evangelium" gibt es keine wirklich theologische Aussage über den Menschen. Darum sind eine „Unterscheidung der Geister" und eine „Kriteriologie der `Zeichen der Zeit´" notwendig.

II.

Im zweiten Teil sollen nun wenigstens einige Grundpfeiler des christlichen Verständnisses vom Menschen skizziert werden. Ich möchte dabei acht Strukturelemente nennen und erläutern.

1. Transzendenz zu Gott

Wenn man nicht elementar genug ansetzen kann, darf man erste Schritte im Vorletzten nicht geringschätzen: Der Mensch, der sich nicht einfach einfügt in die „Realitäten" und vor ihnen nicht schlechthin kapituliert, das Vorfindbare nicht als letzten Maßstab nimmt, hat eine – vielleicht – partielle Erfahrung seiner Freiheit. Nüchternheit besteht nicht im Sichbeugen unter die „Macht der Tatsachen". Das Nichtaufgehen im Faktischen, Manipulierbaren und Empirischen ist die Vorausset-

zung und der Anfang aller Transzendenzbewegung. Der Mensch erfährt sich bei solcher Selbsterkenntnis und Entscheidung für andere, den Spielraum des Vorhandenen überschreitende Möglichkeiten in seinem Bedingtsein: Er erkennt die Herausforderung durch ein Größeres als er selbst. Ein solches formales Transzendieren (Ernst Bloch würde freilich hinzufügen: „ohne Transzendenz„) kann verschiedene konkrete Namen erhalten: „Fortschritt", „bessere Welt", „Gerechtigkeit", „Einheit", „Geschwisterlichkeit/Brüderlichkeit", „Freiheit", „Gemeinschaft", „Hoffnung", „Sinn", „absolute Zukunft".

Freilich zerbrechen diese Leitbilder oft wieder, weil sie sich z.B. als Gerechtigkeit nur für eine Gruppe, Freiheit nur einer Elite usw. erweisen. Sie sind so selbst Bedingungen unterworfen. Und viele solche Programme zeigen, dass sie die Steigbügel der nun Herrschenden waren und sonst nichts. Im Vorgang des Transzendierens liegt die Möglichkeit der Illusion, des Getäuschtwerdens durch den schönen Schein, der Überrumpelung durch fremde Interessen. Soll man sich die „bessere Welt" also überhaupt „vorstellen" oder imaginativ entwerfen? Ist nicht alles nur ein Traum, ein Wunschbild, ein unerreichbares und am Ende falsch vertröstendes Ideal? Oder ist es besser, an eine ideale Gerechtigkeit „an sich" und an ein der Verwirklichung unerreichbares Ideal der Güte zu denken? Oder gar an eine konkrete Utopie, eine „Heimat", die jeder wünscht und sucht und niemand hat?

Diese Fragen sind schwer zu beantworten. Vielleicht reicht auch eine rein rational vorgehende Schlussfolgerung letztlich nicht aus, ohne dass deswegen die „Lösung" schon irrational zu nennen wäre. Es zeigt sich jedenfalls der menschlichen Erfahrung, dass es mindestens diesen Bereich des zunächst nur negativ Anzunähernden (nämlich zu sagen, was es nicht ist ...), Unplanbaren, zunächst „leeren" Unendlichen und Unsagbaren gibt: Er ist Jenseits aller unmittelbar entworfenen und habbaren Ziele. Und dennoch gibt es für seltene Augenblicke der Erfahrung diesen abgründigen Grund reiner Freiheit, dem sich das Glück, das Leben, die Liebe und das Gute bis in das Letzte verdanken.

Die Menschen und die Christen im besonderen nennen dieses unfassbare Geheimnis von Welt und Mensch beim Namen und heißen es „Gott". Für den Glauben ist dieser nicht nur der immer fernbleibende, immer nur asymptotisch angezielte Fluchtpunkt des Daseins; er ist nicht nur ein von ferne aufrufender und bewegender Gott. Freilich ist er auch schon als solcher derjenige, der das Leben des Menschen erhellt, der den Lohn des Guten für bitter erlittenes Unrecht verheißt, der immer wieder neue Impulse der Liebe und der Hoffnung setzt. Aber noch mehr: Er wird als ein personal begegnendes Gegenüber erfahren, als einer, der handelt und sich um die Sorgen und das Elend der Geschichte des Menschen kümmert. „Ich bin der, der ich immer für euch da sein werde" (Ex 3,14). Dies ist sein Name. Er ist die Hoffnung und Zukunft des Menschen, ja er wird als solcher, indem er sich in dieser Zuwendung dem Menschen schenkt, zum „Inhalt" des menschlichen Lebens. Hier gibt es z.B. reine Vergebung, die nicht wieder nachträgt, sondern – ähnlich wie das Wunder der Schöpfung – alles neu macht wie am Anfang.

2. Bild Gottes und Menschenwürde

Der Mensch lernt, in der Begegnung mit Gott die verschiedenen Situationen der Bedrohung und des Unheils zu bestehen. Dieser Gott bedeutet vor allem Rettung. Er bewahrt auch vor Knechtschaft. Sich ganz auf ihn und seinen Weg einzulassen, heißt Glauben. Dies heißt zugleich, die ständigen Götzenbilder, die sich immer wieder dazwischenschieben, zu durchschauen und zu entmächtigen. Es gibt einen Weg zu Gott nur durch die Kritik der Idole und der ständig wiederkehrenden Versuchungen, ihn mit anderem als ihm selbst zu verwechseln. Das Bilderverbot bleibt die Erinnerung daran, dass es stets dieses Auszugs aus dem Gewohnten und Vertrauten bedarf: „Du sollst Dir kein geschnitztes Bild machen!" Die Götter und Dämonen verschwinden aus der Welt, die als Schöpfung des in der Geschichte wirkenden Gottes angenommen wird, aber den göttlichen Gott muss man immer wieder in seine je größere Herrlichkeit freigeben.

Unter den Geschöpfen nimmt der Mensch eine einzigartige Sonderstellung ein. Von allen Geschöpfen ist allein der Mensch zum Bild Gottes geschaffen und bestimmt. In diesem Ebenbild kann Gott seinen Partner, sein Echo finden. Im Bild des Menschen will Gott auf Erden gegenwärtig sein, sein Ebenbild soll in seinem Namen handeln. Der Mensch ist nicht einfach Schöpfung Gottes, sondern „Bild" Gottes: Er ist ein Spiegel dessen, der die Freiheit ist. Die unendliche Ferne des Schöpfers von seinem Geschöpf findet sich analog im Menschen wieder als die Freiheit gegenüber allen endlichen Dingen und Verhältnissen. Der Glaube an diese Bestimmung verleiht eine eigene Würde. Diese Würde hat einen eminent kritischen Sinn: Sie verbietet jede Vergottung eines Herrschers, Führers und Genies; die Vergottung einer Nation, einer Rasse, einer Gesellschaft wird unmöglich. Nicht weniger gilt dies für die Politik. Hier berühren sich die Anfänge und Wurzeln wahrer Demokratie mit dem Glauben.

Weil der Mensch in diesem Sinne das Ebenbild Gottes ist, darf er auch nicht zum Mittel für einen Zweck gemacht werden. In diesem „Bild" soll man Gott selbst begegnen. Das Leben des Menschen ist darum in dieser Hinsicht letzter Zweck. In seiner Erkenntnis und in seiner Entscheidungsmöglichkeit liegt ein letzter unverfügbarer Grund, der zwar in alle Handlungen eingeht, aber dennoch nie verfügbar wird. In der Freiheit zum Guten wurzelt die Personalität des Menschen. Und da Gott selbst Partner für alle Menschen ist, hat er jeden auch beim Namen gerufen. In dieser Einmaligkeit der Person liegt auch der Grund für die Unverletzlichkeit der Menschenwürde.

Darum kann auch das, was vom Menschen in allem Ernst und Einsatz getan oder nicht getan wird, nicht mehr einfach verwehen oder völlig in Vergessenheit geraten. Der Anspruch an ihn und die Verantwortung, die er ob des an ihn ergangenen Auftrags „Macht euch die Erde untertan" bekommen hat, erlangen in der Entscheidung ein Gewicht, das den Augenblick und die Zeit überdauert, sich gewichtig in sie eingräbt und in dieser Endgültigkeit schon der Anfang der Ewigkeit ist. Das Ebenbild Gottes hat heute Schwierigkeiten, diese „Macht" zu gebrauchen. Sie zu erlangen, ist nicht mehr oder nicht mehr in erster Linie das Problem. „Aber diese Macht in Ver-

antwortung für die Natur und für eine menschliche Zukunft des Menschen zu gebrauchen, ist das Problem der Gegenwart." (J. Moltmann)

3. Der Mensch als Wagnis: Gelingen und Sichverfehlen

Gerade diese Macht kann wiederum den Menschen zum totalen Herrschertum verführen. Die Armut seines Wesens, endlich zu sein, ruft immer wieder nach der Vollkommenheit. Dies geschieht in unzähligen Spielarten. Machtstreben kann z.B. eine Weise werden, sich das Fehlende ergänzen zu wollen, ebenso wie das Streben nach Genuss und Ruhm. Das endliche „Wesen" des Menschen ändert sich nicht mehr grundlegend. Er ist in aller unendlichen Offenheit, unstillbaren Dynamik und rastlosen Bereitschaft der Begrenzte. Prometheus und Sisyphos müssen erfahren, dass die Kreatürlichkeit des Menschen nicht zu überwinden ist. Und genau dies ist eine wichtige Frage für das Verständnis des Menschen: Wie nimmt er diese Endlichkeit an oder sträubt er sich gegen sie? Steht er zu sich und seinen Möglichkeiten, aber auch zu seinen Grenzen? Der Mensch ist durch und durch Wagnis und Gefährdung.

1. Es gibt die Möglichkeit, sich selbst zu vergessen und durch den Besitzstand, die Verfügung über andere und ähnliches das „Haben" zu vermehren. Es kommt nicht mehr auf das „Sein", vielmehr auf das „Haben" an. Deswegen warnt die Bibel vor dem bloßen Reichtum.
2. Aber darin kann der Mensch letztlich nicht ruhig werden. Die unaufhebbare Differenz, von der anfangs die Rede war, lebt in ihm selbst. Er ist eine eigentümliche Widerspruchseinheit zwischen dem, was er ist, und dem, was er soll. Die Kluft zwischen Anspruch und Erfüllung lastet auf ihm. Er ist nie und in keiner Weise fertig, sonst wäre er wie Gott. Da er für sich selbst verantwortlich ist, ist er sich auch stets aufgegeben. Der Mensch ist nicht einfach das, was er im Augenblick darstellt – und sei er im Zenit seines Glücks. Darum ist auch jede Erfahrung eines geglückten Augenblicks durchzogen von einer leisen Melancholie. In keiner Situation ist der Mensch davor bewahrt, zu mehr, zu anderem und zu Neuem herausgerufen zu sein. Dies ist das Abschiedliche seiner Existenz. Nur weil es diese Differenz zwischen seiner endlichen Existenz und dem ihm aufgegebenen Wesen gibt, erfährt der Mensch das Sollen. In der ethischen Erfahrung findet sich darum auch die tiefste Einheit von passivem Bestimmtwerden und aktivem Sichbestimmen. Hierin liegt auch der Aufbruch zu Innovationen begründet.
3. Weil es diese beständige Aufgabe gibt und der Mensch sich nie als fertig-vollkommen begreifen darf, kann er sich auch im Tiefsten verfehlen. Jede entscheidende Wahl und jede fundamentale Erkenntnis stellen ihn vor diese Möglichkeit, an sich selbst vorbeizugehen. Keinem Tier ist es gegeben, sein Wesen so total zu verfehlen. Der Mensch kann in tiefe Schuld geraten, wenn er die ihm gestellte Aufgabe nicht annimmt oder sie einfach missachtet.
4. Eine solche beständige Anforderung kann das menschliche Leben in Richtung eines unerträglichen Rigorismus überdehnen, bis es zerbricht. Es gehört zur wider-

sprüchlichen Erfahrung des endlichen Menschen, dass er sich in der Erfüllung des Sollensanspruchs, einer höchsten Tat, zugleich aus der Hand geben muss. Die echte ethische Entscheidung verlangt solche Selbstlosigkeit, Interesselosigkeit und Gelassenheit, dass sie im höchsten Akt der Anstrengung und der Leistung fähig wird zur Annahme eines Geschenkes, zum Empfangen. Es ist für den Menschen unendlich schwer, etwas als reine Gabe an ihn anzunehmen und entsprechend in Dank und Freude zu antworten. Es ist dabei etwas anderes, ob man etwas einfach nimmt oder ob man es empfängt. Es gehört zu den Voraussetzungen des Glaubens, dass man sich etwas geben und schenken lassen kann. Und empfangene Freundlichkeit bleibt nicht für sich allein, sondern gibt frei Geschenktes und umsonst Empfangenes weiter an den Nächsten.

5. Der christliche Glaube weiß um eine Urweigerung des Menschen, sich mit seiner Endlichkeit zu bescheiden und als Empfangender zu leben. Er holte sich die gefährlichen Früchte selbst vom Baum. Der Mensch verfehlte sich so im Grunde seines Wesens und macht seitdem die Erfahrung einer unglücklichen Gespaltenheit seines Ichs: „Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, führe ich aus. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt“ (Röm 7, 19–20). Das Sichverfehlen des Menschen in diesem ursprünglichen Sinn kann dann buchstäblich zur „Perversion“ werden, indem der Mensch keinen Maßstab mehr besitzt für seinen eigenen Rang: Er wird zum Knecht dessen, dessen Herr er sein könnte und sein müsste (vgl. Röm 1–2).

4. Kreatürlichkeit und Wesensgrenzen

Das genauere Verhältnis des Menschen zu seiner Kreatürlichkeit ist schließlich ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt. Es gibt eine Autonomie-Vorstellung vom Menschen, welche jede Grenze, jeden Anderen, jede Rücksicht auf anderes ablehnt. Alles, was anders und andersartig ist, wird schon in seiner Existenz als Gefahr und Entfremdung gesehen. Deshalb gehört zu einer theologischen Besinnung auch die Reflexion auf die Annahme einer grundsätzlichen „condition humaine“. Dies ist ein gefährlicher Punkt, weil sich der Mensch nur allzu leicht einreden lässt, diese oder jene Grenze sei ihm von „Natur“ aus gesetzt und unverrückbar. Damit wird die unendliche Reichweite des menschlichen Wollens und Könnens oft willkürlich beschnitten. Der Mensch übersteigt sich selbst unendlich, er kann diesen Hunger und Durst aber nicht selbst erfüllen. Er darf aber auch seine Sehnsucht nicht stutzen.

Freilich gibt es Grenzen,

a) indem er nicht allein für sich existiert, sondern immer auch in der Gemeinschaft mit anderen, was Beschränkung und Erweiterung seiner Möglichkeiten bedeutet (Sozialität),
b) weil er sich zugleich als Faktizität erfährt: Er ist immer schon eingenommen von einer konkreten Situation, „schicksalhaft“ bestimmt, begrenzt in seinen Wahlmöglichkeiten und kann darum nie und nirgends einfach am Nullpunkt beginnen,

c) weil er das menschliche Scheiternkönnen nicht grundsätzlich aufheben kann und in diesem Sinne nie „Sicherheit" finden kann. Dieses „Scheitern" kann er in ganz verschiedener Weise erfahren:
   - als Differenz zwischen Anspruch und Erfüllung;
   - als Kluft zwischen dem Selbstentwurf des Menschen und dessen Realisation;
   - als Unüberwindbarkeit der Schuld durch sich selbst oder durch den Menschen überhaupt;
   - als die Entzogenheit des Ursprungs einer Erkenntnis und einer Entscheidung: immer bleiben schon geronnene Objektivationen und Ergebnisse in den Händen zurück, die nur allzu leicht zweideutig und brüchig werden;
   - als Einsicht in die fast hoffnungslose Schwierigkeit, alles das wirklich zu erreichen, was „Interkommunikation", „Verstehen", „Liebe" und „Treue" zutiefst wollen, fordern und versprechen.

Von der Erfüllung des menschlichen Daseins her geht einem der Sinn für den Abgrund von Selbstbetrug, Bosheit und Lüge auf, der sich im Menschen auftun kann. Zu den ersten Einsichten der rechten Selbsteinschätzung gehört die Annahme seiner selbst, ohne dass man daraus das falsche Dogma der Unveränderlichkeit seiner selbst machen dürfte.

Die Annahme der Kreatürlichkeit bringt auch das richtige Verhältnis zur Welt. Im Tod offenbart sich, dass der Mensch das einzelne lassen, damit aber noch nicht alles verlieren muss. Die Frustrationsangst glaubt, damit alles endgültig verloren zu haben. Wer weiß, dass der Tod das Leben ist, sieht in der Wirklichkeit der Welt bei aller Endlichkeit die Spuren bleibender Ewigkeit. Das kleine Wirkliche wird ergriffen als die Verheißung unendlicher Zukunft und ewigen Lebens, nicht als deren Tod. „Man sollte im Grunde nicht fürchten, die Annahme des Kreuzes führe notwendig zur Passivität und Resignation vor den konkreten Aufgaben des Lebens. Wer den Tod nicht fürchtet, besser: wer die bleibende Todesangst annimmt, kann das einzelne Gute des Lebens, das auf ihn zukommt, genießen, weil es eine wahre Verheißung der absoluten Zukunft ist. Er kann sich ganz wagen. Er ist frei zu leben, ohne sich sparen zu müssen. Er braucht das Glück dieses Lebens nicht zu überanstrengen und es so zu verderben." (K. Rahner)

5. Freiheit zum Guten

In diesem Zusammenhang muss – wenigstens kurz – von der Freiheit die Rede sein. Freiheit bedeutet negativ die Unabhängigkeit von Fremdbestimmung und positiv, dass man selbst seinem Tun einen bestimmten Inhalt gibt. Handlungsfreiheit ist dort gegeben, wo jemand einen Spielraum von alternativen Möglichkeiten des Verhaltens sieht und eine davon auswählen kann. Freiheit meint die Fähigkeit, etwas zu wollen: bewusst und freiwillig zu handeln. Dazu ist es notwendig, dass die eigenen Kräfte sowie die soziale und politische Welt ermöglichen, das auszuführen, was man will. Dabei bestehen die politische Freiheit und die Willensfreiheit nicht in einer reinen Ungebun-

denheit, wie man oft meint, sondern in einer Bestimmtheit, indem man sich selbst die Normen gibt, nach denen man als politische Gemeinschaft oder als Individuum handelt. Der Mensch kann so die Bedingungen seines Handelns nicht einfach abstreifen und neu aus dem Nichts anfangen. Vielmehr sind Bedingungen vorhanden, aber nicht als unabänderliche Fakten, sondern der Mensch kann sich in ein Verhältnis zu ihnen setzen. Dem freien Willen ist sein Gehalt nicht einfach vorgegeben, sondern der Wille muss sich dem Gehalt zuallererst öffnen, so dass dadurch eine Anerkennung des Gehaltes geschehen kann.

Diese Freiheit erfüllt sich letztlich, wenn sie das objektiv Gute realisiert. Freilich muss man an dieser Stelle vorsichtig sein. Wer z.B. seinen Eigennutz verfolgt, handelt nicht von vornherein unmoralisch. Das Suchen nach dem eigenen Nutzen setzt, was hier nicht gezeigt zu werden braucht, viele ethische Kräfte frei. Was mir nützt, kann durchaus auch dem anderen nützlich sein. Besonders die neuzeitliche kontinentale Ethik hat diesen auch ethisch positiven Sinn des Eigennutzes nie so recht verstanden. Die Bibel ist hier klüger und erfahrener, wenn sie von uns verlangt, dass wir den Nächsten lieben wie uns selbst. Da wir uns darauf besonders gut verstehen, müsste auch der Nächste gut wegkommen. Hier wurzeln die Goldene Regel und der kategorische Imperativ Kants. (vgl. auch die Ethik des späteren P. Ricoeur)

Es ist deshalb nur zu begrüßen, wenn die Freiheit des Menschen zur Eigenverantwortung angespornt wird. Es gehört zum Wesen des Menschen, dass er in seiner Selbständigkeit eine möglichst hohe Verantwortung für die Gestaltung seines Lebens und die Vorsorge für die Zukunft übernimmt, so weit ihm dies nur möglich ist. Gerade dadurch werden wiederum schöpferische Kräfte entbunden.

Dies hat jedoch Grenzen. Diese bestehen zunächst darin, dass auch die Rechte und das Streben anderer anerkannt werden müssen. Es gibt eine Rücksichtslosigkeit des Gebrauchs der Freiheit, die das eigene Handeln faktisch absolut setzt. Deshalb gibt es diese Freiheit nur, wenn sie auch zur wechselseitigen Anerkennung gemeinsamer Normen führt. Dies ist der Grund, warum ein solches Handeln in Freiheit aus dem Eigennutz heraus immer wieder auch auf dieses Ganze, das Gemeinwohl ausgerichtet werden muss. Es ist eben nicht so, dass sich bei einem schrankenlosen Handeln, z.B. durch die Dynamik des Marktes, die Sittlichkeit von selbst einstellt. Wenn hier nicht eine bewusste Pflege der Rahmenbedingungen und damit einer Ordnung geschieht, könnte auch das Chaos obsiegen. Ich denke, dass man diese Strukturen sehr gut am Verständnis der Sozialen Marktwirtschaft studieren kann.

Zugleich wird hier aber auch erkennbar, dass man diese Verhältnisse wohl kaum allein mit den Mitteln einer säkularen Ethik leisten kann. Neben der Notwendigkeit rechtlicher Bedingungen und Regelungen bedarf es hier gewiss einer radikalen Vertiefung der Motive des Handelns. Schon Aristoteles hat hier eine wichtige Lehre erteilt. Nach ihm ist derjenige frei, der – statt an seinem Vermögen zu hängen oder es zu verschwenden – mit den äußeren Gütern einen souveränen Umgang pflegt und sich durch die Eigenschaft der Freigebigkeit auszeichnet. Dies kann durch den christlichen Glauben noch vertieft werden. Dazu müssen wir neu ansetzen.

6. Jesus Christus das Maß

Jesus Christus zeigt uns in besonderer Weise, wer und was der Mensch ist. In ihm sehen wir die letzte Größe und Würde des Menschen, dass er nicht nur gottebenbildlich ist, sondern dass er in der Wurzel seines Wesens sogar die Möglichkeit hat, Gottes eigenes Wesen zu empfangen („potentia oboedientialis"), dass er „capax Dei" ist. In ihm wird aber nicht bloß der wahre Gott, sondern auch der wahre Mensch offenbar. „Ecce homo!" Wie aber wird in ihm das Menschliche offenbar?

Von Anfang bis zum Ende seiner öffentlichen Tätigkeit kommen Menschen zu ihm mit allen möglichen Bitten, Fehlern, Sünden und Krankheiten. Er hat nicht ein neues „Menschenbild" gepredigt, sondern hat den Armen das Evangelium vom kommenden Gottesreich gebracht, Kranke geheilt, Randsiedlern der damaligen Gesellschaft Heimat gewährt und Trauernde, Weinende, Hungernde selig gepriesen. Es sind Menschen, die gar nicht mehr beachtet werden, mit denen kein Staat und auch keine Revolution zu machen ist. Aber er hat in ihrem erbärmlichen Leben das Wort „Gott" als die einzige Befreiung zur Sprache gebracht. Es sind seine „geringsten Brüder". Gott hat die Menschen auf jene Weise angenommen, die uns Jesus offenbarte. Indem er ganz für die Menschen da ist, ohne die Möglichkeit und den Willen zur Einschränkung (denn er gibt sein Leben „für alle"!), wird er schlechthin zu dem Menschen für alle, ja zum „Christus totus", Jesus Christus als Inbegriff der Menschheit, zum „letzten Menschen", nach dem kein größerer mehr gedacht werden kann. Aber auch in dieser letzten Erfüllung des „Menschenbildes" wird deutlich, dass dies etwas anderes ist als ein „totaler Humanismus", obgleich Jesus ganz Mensch ist. Die Tiefendimension des Menschen ist nicht durch den Menschen oder auch die Menschheit allein auszufüllen. Dieser Mensch kann nur in dieser Weise so vorbehaltlos und radikal der Mensch für andere sein, weil er zugleich in der Sendung des Menschensohnes und als Messias kommt. Im Gekreuzigten kommt beides zum Höhepunkt: „Darum sagt der Glaube über den Gekreuzigten beides: Ecce homo – Sehet den Menschen in der Wirklichkeit seiner ganzen Verlassenheit. Und: Ecce Deus – Sehet Gott in der Wirklichkeit seiner unendlichen Liebe, mit der er sich selbst verlässt, um der Verlassenen Gott und der sich selbst Aufgebenden Vater und der sich selbst Verklagenden Freisprecher, aber auch der sich selbst Rühmenden Richter zu sein." (J. Moltmann)

Aber Jesus ist so nicht nur das ideale Vorbild eines außerordentlichen Menschseins, er ist zugleich mehr: der Grund des Heiles dazuhin, dass der Mensch seine Selbstsüchtigkeit aufgeben, Resignation sowie Verzweiflung hinter sich lassen kann, um in Jesu Geist und in seiner Nachfolge diese Menschlichkeit Gottes weiter bezeugen zu können.

7. Menschlichkeit im Kreuz

Mit der Wirklichkeit des Gekreuzigten ist aber noch viel mehr gesagt. Die antike Vorstellung vom idealen, „schönen und guten Menschen" hat die elenden und schmerzlichen Dimensionen des Menschen hinter der Größe, Kraft und Schönheit fast

verschwinden lassen. Nicht zuletzt darum war auch der Gekreuzigte noch für eine lange Zeit der christlichen Kirchengeschichte ästhetisch nicht vorzeigbar: Einen Gehenkten kann man nicht künstlerisch darstellen. Jeder Idealismus hat bis zum heutigen Tag Wolkenschlösser von Ideen, Normen und anderen Vorstellungen gebaut, in denen das geschundene und getretene Menschenantlitz keinen Platz findet. Es gibt so viele Möglichkeiten, sich durch tausend schmerzlindernde und betäubende Mittel, seien es Analgetica oder Drogen, von der bedrückenden Faktizität der Um- und Mitwelt abzuwenden. Oft wird darum die brutale Wirklichkeit umgelogen und ihr ein Heiligenschein verpasst. Auch der religiöse und gläubige Mensch flüchtet nicht selten ebenso in ein reines Reich der Werte „an sich", in ein vertröstendes Jenseits. Für viele gehört eine derartige Möglichkeit, sich vor dem Jammertal dieser Welt hinwegretten zu können, zu den Grundelementen eines christlichen Menschenbildes.

Nun soll beileibe Gottes Reich als die Heimat und das Ziel des Menschen nicht geleugnet werden. Nur stehen alle sich selbst täuschenden Fluchtwege und Vertröstungsmanöver in einem krassen Widerspruch zu dem Menschsein, das von Jesus Christus zu lernen und in seinem Geiste zu leben ist. Wir sehen es bei Jesus und bei Paulus: Kein Weg, den Menschen in ihrer Not und vielleicht auch in ihrem beruflichen Alltag mit seinen Aufgaben zu gehen haben, wird gescheut. Nichts wird einfach abgeschnitten oder gar ausgeklammert, nichts Großes, nichts Gräuliches und nichts Entehrendes. Alle Wege und Schicksalspfade, die Menschen gehen müssen, werden begangen und ausgehalten. Schmerz und Todesgefahr, Hilflosigkeit und Schläge, Hunger und Gefängnis, Kreuz und Schiffbruch, Verlästerung und Verleumdung: alles wird, zwar nicht in seinem Unrecht bejaht, aber doch – vielleicht nicht widerspruchslos – angenommen und ausgelitten. Es gibt keine Situation, in der nicht auch eine Chance des Heils und der Gnade sein kann. Darum sahen die Christen die Menschlichkeit Jesu gerade auch in seinem Kreuz und in seiner ganzen Passion. Alles, was er angenommen und erlitten hat, hat er auch erlöst, sagen einige Kirchenväter. Und deswegen empfingen die Christen ihre eigene neue Menschlichkeit aus seinem Leiden und Sterben. Sie erkannten in seinem Geschick die Erfüllung der Prophetie vom leidenden Gottesknecht. „Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, war er verachtet; wir schätzten ihn nicht. Aber er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen. Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt. Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir hatten uns alle verirrt wie Schafe, jeder ging für sich seinen Weg. Doch der Herr lud auf ihn die Schuld von uns allen." (Jes 53,3–6).

Dieses Leben und dieser Tod Jesu Christi haben eine neue Wirklichkeitsbewältigung durch den Glauben geschaffen. Diese ist allerdings auch im Alten Testament nicht ganz unbekannt. In der Folgezeit stand sie freilich nicht immer deutlich im christlichen Bewusstsein. „Der Menschensohn ist dann nicht ein idealer Übermensch, der das Elend mit Gewalt beendet, die neues Elend schafft ... Er ist der Menschensohn, indem er die Verlorenen aufnimmt und die Unberührbaren annimmt. Er führt

das menschliche Reich herauf, indem er die Schmerzen und Sünden der Menschen und ihre Verlassenheit im Gericht auf sich nimmt. Seine Herrschaft hat nichts mit der Art der Weltherrscher zu tun. Sie besteht nicht in einem Superlativ von Herrschaft (‚König der Könige' oder ‚Superstar'), sondern in der Umkehrung der Herrschaft ins Dienen, der Macht in die Liebe und der Forderung ins stellvertretende Leiden." (J. Moltmann) Von daher ist „Stellvertretung" und das In-die-Bresche-Treten-für-den-Anderen eine grundlegende Bestimmung des Menschseins im christlichen Sinn. Heute sehen wir auch deutlicher, dass Jesus der Menschensohn nicht bloß eine ethische oder soteriologische Tröstung der privaten Innerlichkeit bedeutet, sondern eine öffentliche und in gewisser Weise sogar „politische" Provokation darstellt. Hier liegt die tiefste Wurzel aller Solidarität.

Diesen Zug zum niedrigen, unscheinbaren, aber realen Sein des Menschen hat die Leidensgestalt des Gottesknechtes in die Hoffnung auf das Heil gebracht. Dieser „Realismus" des christlichen Menschen lässt sich nicht mehr wegdenken.

8. Der Beginn der Zukunft im Jetzt und Hoffnung für alle

Die Macht des christlichen Menschen ist die Ohnmacht der Gnade, welche auch die Härtesten erweichen kann, die versöhnende Kraft des Leidens und die Herrschaft sich hingebender Liebe. Nichts ist ausgenommen und ausgeschlossen von dieser universalen Heilsmöglichkeit. Darum gibt es auch keine falsche Vertröstung in eine unabsehbare Zukunft. Wer den Geist Jesu Christi hat, für den kann überall und auch schon heute, inmitten des Elends, der Tag des Heils beginnen („jetzt", „Stunde", „heute").

Das ist eine harte Rede, und man möchte ihr widerstreben. Aber nur so hat Jesus Christus den wirklich Hoffnungslosen auf dieser Welt die Hoffnung Gottes gebracht. Die Zukunft des Menschen hat im gekreuzigten und auferstandenen Menschensohn schon begonnen. „Wer glaubt, flieht nicht mehr, weder in die unberührbare Ironie, noch in die trotzige Utopie. Er flieht nicht sozialromantisch in die goldene Vergangenheit. Er emigriert nicht innerlich in die Reinheit des Herzens. Er verliert sich auch nicht mehr in Träumen von einer besseren Welt. Er findet überraschenderweise ‚Frieden mitten im Streit' und das versöhnende Ja mitten im berechtigten Nein." (J. Moltmann) Gerade die plural-säkulare Welt, die aus vielen spannungsvollen Wirklichkeitsdimensionen besteht, ist noch keine Stätte bleibenden Friedens oder eine in sich versöhnte harmonische Welt. Sie ist vielmehr der Raum des „agonalen" Daseins des Menschen, darin der beständige „Kampf" um die Vielfältigkeit der Wirklichkeit und Vielstimmigkeit des eigenen Lebens mutig und tapfer ausgehalten werden muss. In diesem Zusammenhang muss man auch die Bewältigung des Pluralismus sehen.

Nur so kann die Gegenwart zum Ort des Heiles werden. Diese Einsicht ist deswegen wichtig, weil die ständige Rede von der Zukunftsorientierung – vor allem wenn diese zum Jargon und zur Phrase wird – den Ernst und die Anstrengung der gegenwärtigen Wirklichkeitsbewältigung mindern und eine fluchtähnliche Reaktion bewirken kann. Heute schon kann man aus den neuen Möglichkeiten des Glaubens heraus anders leben. In der Person und im Werk, im Weg und im Geschick Jesu Christi liegt

die Vorgabe des kommenden Reiches Gottes mitten in dieser Zeit und in dieser Geschichte.

Der Gedanke solcher Gegenwart des Heils darf jedoch nicht zu irgendwelchen Formen des Enthusiasmus oder des Quietismus verführen. Wer glaubt und die Versöhnung erfahren hat, kann sich nämlich nicht mehr mit dem bisherigen Zustand seiner selbst und der Welt abfinden. Er hat die künftigen Kräfte dieser Welt gekostet. Versöhnung ohne eine Änderung des Lebens ist ein zu einfacher und billiger Trost. In diesem Sinn weist die richtig gelebte Gegenwart des Glaubens von selbst auf den morgigen Tag.

Die erfahrene Versöhnung, welche den Anfang und den Grund der Erlösung darstellt, kann angesichts der unerlösten Welt zu nichts anderem als zur tätigen Hoffnung werden. In der wirklichen Hoffnung – nicht zu verwechseln mit simplem Optimismus – lässt sich der Mensch öffnen für die Zukunft, die ihm versprochen ist. Ich nenne dies am liebsten Zuversicht. Der geringste Bruder wird dann mitten im Elend zum Hoffnungszeichen Gottes. Es ist eine Hoffnung, die nichts fürchtet. Sie braucht deswegen nicht ängstlich zu sein, weil sie die Hoffnungslosigkeiten des Menschen kennt. Sie verniedlicht darum nicht die Qual des Leidens und die Schande des Kreuzes. Der Gekreuzigte hat alle Wege des Menschen begangen bis zur Gottverlassenheit. Aber weil er sie kennt, den Kelch des Unheils bis zur Neige ausgekostet hat und die Liebe bis zum Äußersten durchgetragen hat, konnte er auch den letzten Feind, den Tod, bezwingen. Hoffnung gegen alle Hoffnung, Hoffnung der Zukunftslosen: diese „Utopie“ ist jetzt schon möglich. Es ging einer voraus, der auch nicht wusste, wo er einen Ort und eine Heimat fand: nur die Krippe und das Kreuz.

Der Menschensohn ist das Bild des Menschen. Der letzte Mensch, der „Christus totus“, der letzte Adam ist freilich erst im Vollbesitz der Herrschaft, wenn alle Menschen, die an ihn glauben, diese Hoffnung auch real und unverlierbar gewonnen haben. Wie das genauer aussieht, ist im einzelnen vielleicht weniger wichtig. Jedenfalls ist den Christen verheißen, dass Gott an jenem Tag alle Tränen abwischen wird. Und wir haben grundsätzlich die Zusicherung Gottes, dass bei der Auferstehung des Fleisches alles Gute im Himmel und auf Erden trotz aller Umwandlung nicht verloren gehen wird. „Ewiges Leben“ heißt der alte Name für solches Glück ohne Ende. Nur darum gibt es im Leben und Sterben einen Halt, der uns nicht ins Bodenlose fallen lässt.

III.

Diese Leitgedanken wollten nur einige Richtpunkte sein, die das Leben des heutigen Menschen vom Geist Jesu Christi her leiten können. Wenn manchmal nicht immer alles „strikt theologisch“ klang, dann wäre zu bedenken, dass in den sogenannten „natürlichen“ Forderungen an das Menschsein in verschiedener Hinsicht Impulse aus Theologie und Glaube eingegangen sind. Entscheidend aber bleibt die Einsicht, dass das Menschsein im christlichen Sinn keine Verarmung erfährt, wenn es sich für Gott und dessen Liebe zum Menschen verzehrt. Es kann in den Wettstreit mit allen Huma-

nismen der Welt treten und braucht keine Sorge zu haben, nicht bestehen zu können. Lernen wird auch der Christ jeden Tag in seinem Menschsein. Die Auseinandersetzung mit anderen Menschenbildern wird er in der Weise des gezielten Dialogs und vielleicht auch des Disputs, ja des Streits führen.

Dies alles müsste in einer philosophischen und theologischen Anthropologie ausgeführt werden. Ich wollte es jedoch bewusst einmal bei einer ersten Grundlegung belassen und nicht schon auf die vielen Einzelfragen eingehen über den Ursprung des Menschen und die Evolution, über Mann und Frau, die Fundierung der Werte, Person und Gemeinschaft, Menschenwürde und Sterben. Hier sollte nur der Rahmen sichtbar werden, in dem diese Einzelthemen ausgearbeitet werden.

Was hier über das Verständnis des Menschen gesagt worden ist, bedarf – wie schon gesagt – der ständigen Bewährung im Dialog und Diskurs der pluralistischen Gesellschaft. Dafür scheinen mir drei Maßstäbe und Verfahrensweisen besonders nützlich zu sein, die das Humanum und das Proprium des Christlichen miteinander verbinden. Ich möchte diese dreifach-eine Bewegung am Ende kurz skizzieren:

1. Integration und Vermittlung: Dem Christlichen eignet eine große Kraft der Annahme und der Anverwandlung, die freilich zugleich auch Veränderung besagt. Alles, was partikulär an Gutem und Wahrem gefunden wird, kann in einen größeren Zusammenhang eingeholt und heimgeholt werden. Es bleibt dann immer noch ein offenes Gefüge, da es sich nicht in der eigenen Endlichkeit verschließt. Im Prozess von Anknüpfung und Widerspruch erneuert sich immer wieder das Ganze.
2. Impuls und Dynamik: Die Dynamik des Christlichen ergänzt nicht nur, sondern ist Ansporn und drängende Kraft zur Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten, die bisher oft aus Trägheit und Schwerfälligkeit nicht erreicht werden konnten. Das christliche Verständnis vom Menschen ist so im gesellschaftlichen Streit ein Stimulans, um aus eingefahrenen Gleisen herauszukommen.
3. Schöpferisch-kritischer Einspruch: Der Glaube hat die Pflicht, gegen alle Absolutsetzungen immanenter Sozialverhältnisse, Zustände und Utopien kritisch wachsam zu sein und sie aufzudecken. Die schöpferische Kraft zu einer solchen Kritik kommt der Vernunft des Glaubens letztlich aus ihrer Verankerung in der Transzendenz zu. Deswegen ist sie auch nicht nur negativ, sondern im ursprünglichen Sinne schöpferisch-kritisch. Ideologiekritik ist so alt wie das Bilderverbot und eine Erkenntnis, die ganz elementar zum Glauben gehört.

Dies wird jedoch bei aller Bemühung noch nicht ausreichen. An einem bestimmten Punkt erweist sich die Ohnmacht aller Theorie, gefordert sind dann das Zeugnis und die Bewährung in der Tat des Lebens. Der Wettstreit in der Liebe bleibt am Ende das einzige Kriterium der Glaubwürdigkeit der verschiedenen Humanismen. „Prüfet alles, das Gute behaltet." (1 Thess, 5,21).